

BUNTE WELT

Nr. 29

Unterhaltungsbeilage

1935

Grete Eibius:

Partei egal...

Er hieß Stefan Holt, war 24 Jahre alt, hatte ein hübsches banales Gesicht, blondes Haar, graue Augen, die kühl ohne Begeisterung in die Welt blickten. Groß und gut gewachsen, trieb er allerlei Sport, spielte Fußball, Tennis, führte schwierigste Tanzschritte mit lässiger Gewandtheit aus. Den Mädchen gefiel er, sie flirteten gern mit ihm, und er ließ es sich gefallen. Ansonsten hatte Stefan, einziger Sohn des nordböhmischen Fabrikanten Holt, keine Passionen. Bereits mit einundzwanzig fand er die eigene Existenz recht überflüssig und beging einen Selbstmordversuch. Man rettete ihn zur rechten Zeit und war nach seiner Genesung auf große Gefühlsergüsse und schreden-erregende Geständnisse gefaßt. Doch nichts von alledem erfolgte. Mit hungrigem, vom Auspumpen des Giftes allzuereckten Magen erschien Stefan am nächsten Tag beim Frühstück und ab mit selten gutem Appetit eine stattliche Mahl Honiggestricherener Butterbrötchen. Die Eltern sahen ihm gerührt zu. Dann bat der Fabrikant seinen Sohn ins Privatkontor und fragte dort, ernst, milde, die Stimme noch zitternd von ausgestandener Angst, was Stefan denn von des Himmels Willen veranlaßt habe, den Eltern, die ihn über alles liebten, verartiges antun zu wollen. Der junge Mann reflektierte sich im Sessel, rauchte bereits mit Genuß wieder die erste Zigarette nach der Auf-erstehung und erklärte lakonisch: „Nichts besonderes. Ich finde nur alles so langweilig.“

Der Fabrikant war entsetzt. Diese Antwort hatte er nicht erwartet. Niemals war ihm das Leben langweilig erschienen. Er hatte dazu einfach keine Zeit gehabt. Holt entfiel sich — selten und nicht gern geschah dies — daß er aus Kleinbürgerlichen Verhältnissen stammte, es durch Glück, Fleiß und ungeheure Rücksichtslosigkeit, die ihn nichts und niemanden verschonen ließ, zu etwas gebracht hatte. Die Hoffnung, sich im Alter zur Ruhe setzen zu können, mit dem guten Gewissen und der behaglichen Sicherheit gefüllter Brieftasche und stattlichem Bankkonto, sah er allerdings zu seinem Leidwesen schwinden. Denn an die Krise hatte er in den Zeiten der großen Gewinne nicht gedacht. Jetzt gab es Sorgen, Kerger, Aufregungen, um so mehr, da der einzige Sohn und Erbe wenig Talent und Vergabung zur Führung eines großen Betriebes zeigte.

Der Fabrikant Holt starrte betrübt zum Fenster hinaus. „Als ich so alt war wie du, fühlte ich keine Spur von Lebensüberdruß. Ich war ein kleiner Angestellter, der sich nichts fehnlicher wünschte, als Erfolg zu haben und vorwärts zu kommen. Das kostete Arbeit und noch mal Arbeit.“ (Was es noch gekostet hatte, verschwieg der Alte dem Sohn wohlweislich.) „Wenn ich bedenke, wie gut du es hast und noch hast. Niemals kanntest du Sorgen bis zum heutigen Tag. Als Kind hielt ich dir die besten Erzieher, später besuchtest du das Gymnasium, heute studierst du — es war dein

eigener Wunsch — Jura.“ Stefan warf gelangweilt ein: „Nun ja, irgendetwas muß man doch studieren. Das gehört doch dazu. Im Grunde interessiert mich die Juristerei einen Dreck.“ Fabrikant Holt zuckte zusammen. Er liebte es nicht, wenn sein Sohn auf gelassene Art ordinär sprach. Doch fuhr er sanft fort: „Wir hielten es aber für das Beste nach gemeinsamer Ueberlegung. Ich glaube, du seist mit deiner Wahl zufrieden. Und du hast doch neben deinem Studium Abwechslung genug. Du treibst Sport, bist ein guter Tänzer, hast neulich sogar einen Preis beim Tango-Turnier im Alcron-Hotel gewonnen und verkehrst in den besten Häusern. Wenn du mit deinem Studium fertig bist, wird hoffentlich auch die Krise ein Ende haben. Dann trittst du in die Fabrik ein, später sehe ich mich zur Ruhe, du übernimmst allein die Leitung. Du wirst heiraten, Kinder haben und keine Langeweile mehr haben.“

Spöttisch sah der Sohn auf den Vater. „Glaubst du nicht, daß allein dies schon langweilig ist — das Programm seines Lebens — fertig und fertig vorgefaßt zu bekommen? Sozusagen bis zum seligen Ende? Keinerlei Ueber-raschungen mehr zu erwarten haben?“ Der Fabrikant senkte den Kopf. Bei ihm, dem Alten war es anders gewesen. Keiner hatte seine Wege gezeichnet. Er hatte sich jeden Schritt bahnen müssen.

Stefan gähnte. Nach einem mißlungenen Selbstmordversuch fühlt man sich müde. „Papa, ich lege mich jetzt ein bißchen schlafen. Hab keine Angst. So was macht man nicht ohne weiteres zum zweiten Mal. Unter uns gesagt, das Magen-auspumpen war abförmlich. Hast du nicht 'n alten guten Cognac?“ Holt schenkte seinem Sohn schweigend ein. Dann legte sich Stefan zu Bett. Schließ fest bis zum späten Nachmittag. Fuhr abends nach Prag. Nahm das gewöhnliche Leben wieder auf. Ergeben in sein Schicksal, das ihm bestimmt hatte, nicht vorzeitig aus dieser Welt, in der er sich langweilte, zu scheiden.

Stefan Holt bestand das Staatsexamen mit „genügend“. Was ihm selbst ebenfalls völlig genügte. Der Alte hatte besseres gehofft. Doch sah er bald ein, daß in bezug auf seinen Sohn sich keine Hoffnung erfüllte. Ein großes Industrie-Unternehmen der Hauptstadt nahm Stefan schließlich als Volontär auf. Wegen geringes Taschengeld, wie es so üblich war. Es hatte Mühe genug gekostet, den jungen Mann bei der Firma mit dem großen Namen — dieser allein ein sicherer Wechsel auf die Zukunft — unterzubringen. Doch wozu war man Fabrikant Holt und hatte überall seine Beziehungen?

Das erste, was Stefan Holt in dem neuen Lebensabschnitt anging — er begann ein Zehntel-Mechtel mit einer Kontoristin des Betriebes. Sie war achtzehn, hatte glänzende schwarze Augen, neugierig-sinnlich-fragend und hieß Biji. Stefan machte Biji ein Kind, und

der Alte mußte, wohl oder übel, zahlen. Natürlich wurde die ganze Angelegenheit nach außen vertuscht, Stefan verkehrte weiterhin bei den besten Familien der Stadt, flirtete mit deren Töchtern bis zur Grenze des in jenen Kreisen Erlaubten, trieb Sport, tanzte, war ein gesuchter junger Mann. Mit Stefan konnte man am Barrandov schwimmen, im Baumgarten reiten und auf der Letná tennisspielen. Keiner legte einen besseren „Blau“ auf die schimmernde Tanzfläche des Parketts als er. Keine Leidenschaft, kein Ehrgeiz erschütterte das Gemüt dieses jungen Mannes seiner Zeit. Jetzt hätte er nicht einmal mehr soviel Emotion aufgebracht, als sie der Entschluß zum Selbstmord erforderte.

Da verbrachte die Firma. Die gute alte väterliche Firma. Und jetzt war es Fabrikant Holt, der das Dasein unerträglich fand. Er erschöpfte sich. Vier Wochen später erlitt die Witwe einen Herzschlag. Stefan Holt stand allein in der Welt. Sechszwanzig Jahre alt. Blond, schlank, gut gewachsen. Sein Aussehen, ein paar tausend Kronen, eine gediegene Garderobe waren alles, was er besaß.

Die Volontär-Stelle gab er auf. Das war nichts mehr für ihn. Die Rolle des verwöhnten reichen jungen Mannes war ausgespielt. Biji kam und fragte, ob er sie nicht heiraten wolle. Bis er Verdienst gefunden, würde sie ihm helfen. Das Kind war nun schon anderthalb Jahre alt. Sie sah ihn flehentlich an mit ihren glänzend-sinnlichen Augen. Stefan lachte, strich ihr übers Haar, dankte mit „Nein“. Dazu hatte er denn nun doch keine Lust, zu enden in trivialem Kleinbürgerdasein.

Was wollte er eigentlich? Er entfiel sich seiner gesellschaftlichen Beziehungen zu den angesehensten Familien der Stadt. Jedoch in den meisten Häusern empfing man ihn überhaupt nicht. „Die Herrschaften bebauern“, „die Herrschaften sind verreist“, „der Herr hat leider keine Zeit“, „die Gnädige Frau empfängt erst nächste Woche“. Wo man ihn denn noch einließ, gab es unverbündliche Raifschläge, oder kühles Achselzucken. — „Lieber Stefan“, sagte sich der junge Mann, als er nach all seinen mißlungenen Wittgängen, die Hände in den Hosentaschen, durch die Straßen schlenderte, „bei denen zählt du nicht mehr mit. Auf die kannst du pfeifen“. Und er pfiff in der Tat hell, hart, böse vor sich hin.

Sein Geld ging rasch zu Ende. Menschen, an Ueberfluß gewöhnt, lernen das Einschränken erst, wenn sie nichts mehr haben. Stefan Holt verließ die teure Pension, suchte sich eine billige Bude. Ueberlegte, auf fleckigem Plüschsofa sitzend, die Zukunft. Möglicherweise packte ihn, was er bisher nie gekannt: der Ehrgeiz! Er war unten, ganz unten, das Leben hatte ihn aus jenem heiterem Himmel sehr unanft hin-abbefördert auf die triviale Erde. Mit einem Mal verspürte er Lust, sich zur Wehr zu setzen. „Ich will wieder nach oben, koste es, was es

Kleine Bilder aus Abessinien

Von Josef Wechsberg.

volle. Ich will Erfolg haben, um jeden Preis.“ Doch wenn er „oben“ dachte und „Erfolg“, so meinte er nichts als dies: nämlich Geld. Mit Geld allein waren jene Genüsse zu erkaufen, die er früher gar nicht als solche empfunden hatte, sondern selbstverständlich. Kultiviertes Wohnen, erlesenes Essen, ein Leben in Sorglosigkeit, gepflegter Eleganz. Junge Mädchen, die immer ausfahen, als seien sie gerade einem parfümierten Bad entstritten, duftend, gelockt, mit garbemalten Wangen. Gesellschaften, erleuchtete Hotelhallen, Drinks, raffiniert gemixt von Barkeepern mit gelackten Nägeln. Tänzen zu einer süßen und lässigen Melodie. Nie denken müssen an das Morgen. Aufwachen unter seidener Daunendecke. „Herr Gott, der Masseur ist da. Darf er hereinkommen?“ Um dies wieder hören, fühlen und haben zu können, wollte Stefan, der junge Mann, den Kampf mit dem Leben aufnehmen. Auf irgendeine Weise mußte es gelingen...

Vorläufig gelang es jedoch keineswegs. Zuerst versuchte Stefan Holt sein Glück als Eintänzer. Noch war der Frack tadellos, dem letzten Modeschrei gemäß geschnitten. Noch entsprachen Wäsche, Schuhe und Krawatten den Anforderungen jener eleganten Müßiggänger, die sich „obere Zehntausend“ nennen. Stefan dachte ungefähr so: sicher begegnete er in seiner neuen Rolle irgendeinem reichen Mädchen, die früher so heftig mit ihm geflirtet hatten. Er wollte sie dazu bringen, sich in ihn zu verlieben und ihn zu heiraten. Die Eltern würden Holt sicher höchst ungern, aber schließlich doch als Schwiegerohn aufnehmen. Dann war alle Not ein Ende. Stefan Holt hatte sich jedoch gründlich geirrt. Der Eintänzer war nicht mehr der Sohn des Fabrikanten. Die jungen Mädchen grüßten ihn fern und kühl, manche taten, als hätten sie ihn nie gesehen. Stefan, nachdem er die Hotels der großen Städte und Kurorte in den verschiedensten Ländern abgegrast hatte, kehrte enttäuscht nach Prag zurück. Die Einnahmen waren gering gewesen. Was blieb, reichte nicht zur Erneuerung der inzwischen stark reduzierten Garderobe. Mit dem Eintänzerberuf hatte es also ein Ende.

Der Mensch muß vor allem essen. Deshalb konnten die Leute wenige Tage später einen jungen Mann sehen, der an belebter Strahencke mit Temperament und Feuer Lotterie-Lose ausrief. „Junger Mann, meine Herrschaften, immer ran, hier weht der Wind, hier lächelt das Glück. Jedes Los ein Treffer. Niets ausgeschlossen. Du süße blonde Kleine, komm mal her...“ — „Junger Mann“, rief einer aus der Menge, „du hast ja eine göttliche Schnauze. Warum wirst du nicht Politiker? Du könntest alle besoffen quatschen.“ Stefan lächelte geschmeichelt. Dies Lob eines schlichten Mannes aus dem Volke tat ihm sichtlich wohl.

Nachdem die Sache mit den Lotterie-Losen nicht mehr zog, ging Stefan Holt als Vertreter für Staubsauger von Tür zu Tür. Seine hübsche Erscheinung blendete die Dienstmädchen, mit seiner Redegewandtheit wirkte er die „Gnädigen“ ein. Doch war der materielle Gewinn recht lärglich. Wozu hatte man einstmals als Fabrikant Holts zukünftiger Erbe chauffieren gelernt? Jetzt steuerte Stefan ein Taxi. Fuhr Liebespärchen durch die Nacht und müde Bummler, des Tags Fremde, eilige Geschäftsleute, Frauen zu Rendez-vous, die auf ihrem ehebrecherischen Gang nicht gesehen werden wollten. Schlecht gingen dennoch die Geschäfte. Wer es vermeiden kann, fährt heutzutage nicht Auto. Schimpfend stand Stefan mit seinem Taxi am Halteplatz. Irgendwo hatte er es aufgeschnappt, plapperte es

Eine einzige Bahn fährt von Djibouti, dem „heißesten Ort der Erde“ auf das kühle abessinische Hochplateau, das Paradies der Goldsucher, Kaffeeplantageure und Tigerjäger. Mit dieser Bahn hat es seine Verwandnis. Es gibt wohl einen Fahrplan, aber er wird nicht eingehalten. Man hat heippielsweise erfahren, daß der nächste Zug Dienstag früh abgehen soll. Wenn man zur gegebenen Zeit auf den Bahnhof kommt, erfährt man zur unangenehmen Ueberraschung, daß der Zug schon weg ist. Wahrscheinlich hat ein Experteur das Zugpersonal bestochen. Oder der Lokomotivführer hat es so eilig gehabt, in seinen Heimatsort, der irgendwo auf der Strecke liegt zu kommen. Es kann aber auch etwas anderes geschehen, daß man plötzlich mitten in der Nacht in Djibouti aus dem Bett gejagt wird. Was ist geschehen? „Schnell, Herr, die Eisenbahn nach Addis-Ababa geht ab.“ — „Ja, aber sie sollte doch erst in zwei Tagen fahren?“ Man hat es sich überlegt. „Das erstmal wundert man sich darüber“, sagte mir ein Franzose in Djibouti, „aber bei 45 Grad im Schatten vergißt man das Wundern.“

Was an der Tatsache nichts ändert, daß diese Eisenbahn einen ungeheuren strategischen Wert hat, auf den in allen abessinischen Staatsverträgen angespielt wird.

In Addis-Ababa stehen an manchen Strahencken erregte Menschengruppen und blicken gespannt auf einen Mann in ihrer Mitte, der eindrucksvoll auf sie einpricht und dabei gestikuliert wie ein Filmheld. Politische Demonstrationen als Ausdruck der unruhigen Zeiten? Nein, nur ein permanentes Schnellgericht. Der Wortführer und Filmheld ist Richter, erste, zweite und letzte Instanz für alle Streitfälle. Wenn nun ein Abessinier seine Schulden nicht bezahlt — sogar in Addis-Ababa soll so was vorkommen —, so schleppt ihn der Gläubiger einfach vor den Freiluft-Nabi. Die Verhandlung ist bald zu Ende, und das Urteil immer das gleiche: Der Beklagte wird durch eine Handfessel an den Kläger festgekettet und muß so lange für ihn Fron leisten, bis er seine Schuld abgearbeitet hat oder

die Verwandten für ihn bezahlen. Dieser wahrhaft salomonische Spruch befriedigt beide Parteien: der Gläubiger erspart sich langwierige Rechts- und Exekutionsformalitäten (von denen unsere Gläubiger etwas erzählen können!) und der Schuldner ist in seiner persönlichen Ehre nicht verletzt. Denn wenn man die Abessinier „zu zweit“ aneinandergesesselt in den Strahlen trifft, weiß man natürlich fast nie, welcher von beiden der Verurteilte ist. Und man fragt sich nachdenklich, ob es unter ähnlichen Umständen heute in Europa noch Menschen gäbe, die frei herumlaufen dürften...

Den Abessiniern ist auch sonst bei der Lösung wichtiger Probleme eine gewisse Originalität nicht abzuspüren. Bei den Gallas — einem kriegerisch veranlagten Stamm, der besonders unter der Hebervölkerung zu leiden hat — gab es noch vor Jahren ein Gesetz: ein Galla darf nur ein Kind haben, wenn er, gewissermaßen als Äquivalent zuvor einen feindlichen Stammesangehörigen umgebracht hat. Europäer, die lange Zeit in Abessinien gereist sind, konnten sich von dem Bestehen dieser barbarischen Sitte überzeugen. Als besonderes Glück wurde empfunden, wenn ein naher Verwandter starb. Dann ersparte man sich den zur Geburtenbewilligung nötigen Totschlag.

Die abessinischen Kaiser leiten den Ursprung ihrer Dynastie von der Königin Saba und dem König Salomon ab. Die Legende erzählt, daß sie sich nicht auf irgendeine Weise der heiligen Gehebestafeln bemächtigt hätten.

Als der berühmte französische Schriftsteller Hugues Le Roux einst der Gast des Kaisers Menelik war — jenes Kaisers, der die Italiener 1896 bei Adua schlug — fragte er ihn halb im Scherz, ob er ihm die heiligen Reliquien zeigen könnte.

„Nein“, erwiderte der Kaiser ernst, „so lange es einen Kaiser gibt, darf niemand die Tafeln sehen. Und es wird noch viele Jahrhunderte einen Kaiser geben!“

Vielleicht werden schon die nächsten Wochen darüber entscheiden.

sinolos nach. „Die Juden sind daran schuld, daß wir nichts verdienen. Nur die Juden.“ — „Halt den Schnabel. Wir leben auch von ihnen“, meinte ein anderer. Stefan griff ihn hibig an. Redete Blödsinn, hastig, dumm, ohne Ueberlegung. Aber redete. Der Strom der Worte versiegte ihm nie. Chauffeure hatten sich um die Streitenden gesammelt. Lachten. Jemand sagte: „Der Keel kann reden wie'n Abgeordneter.“ Ein anderer klopfte ihm auf die Schulter. „Junger, Henlein ist ja gar nichts gegen dich.“ Das war die zweite Gelegenheit, bei der man Stefan Holt den Weg zur Politik wies.

Auch als Fremdenführer betätigte sich unser junger Mann. Den Rest Bildung benutzend, um die Sehenswürdigkeiten Prags mit schönen Worten zu beschreiben. Auch hier wurde seine rednerische Begabung staunend beachtet. Denn stundenlang konnte Stefan sprechen, unaußhörlich, trotzdem seine Gedanken ganz wo anders waren. Gleichsam automatisch flossen Worte nichts als Worte über seine Lippen. Von Politik indes hatte er keine Ahnung, interessierte sich auch nicht dafür. Er schimpfte, weil es ihm schlecht ging, auf rechts und links und auf die Mitte. Aber er schimpfte wirksam, man hörte ihm anrüstert zu. Und diese Wirksamkeit beobachtete Stefan Holt

schlau. Ließ sich nur Geld daraus schlagen, ließ sich nur Erfolg damit machen — dann war ihm alles recht.

Kurze Zeit darauf trat der junge Mann auf einen Aneipgeföhrien zu, sagte stolz: „Ich habe genug vom Fremdenführer. Jetzt werde ich Politiker.“ Der lachte. „Wie willst du das anfangen?“ — „Der Anfang ist schon gemacht. Da sieh, dieses Inserat habe ich aufgegeben.“ Der andere nahm das Zeitungsblatt, las:

„Junger Mann, rednerisch außerordentlich begabt, gute Erscheinung, gewandtes Auftreten, wünscht die politische Laufbahn einzuschlagen. Wer verhilft ihm dazu? Offerten erbeten unter Chiffre „Partiegal“...“

So aber kam Stefan Holt zur Politik. Das heißt, zur Geschäftspolitik der Reaktion. Und er wurde ein großer Mann seiner Zeit.

Jeder Parteigenosse liest das Parteiblatt!

Die Herren von Amerika

Von Ellis Parker Butler

Auf der einen Seite der kleinen Stadt Gloomington wohnte Mrs. Deacon, eine fette, gutmütige Person. Da ihr Mann, Mr. Deacon, vom Segen der Arbeit nicht viel hielt und nichts verdiente, war sie auf den Gedanken gekommen, ihre von allen Bekannten geliebten kleinen, daheim gebakenen Kuchen auch an fremde Leute zu verkaufen. Mit der Zeit hatte sie auch eine ganz schöne Kundschaft erworben, und Mr. Deacon mußte sich dazu bequemen, jeden Tag die Lieferung der kleinen Kuchen auszutragen.

An der Westseite der Stadt lag das Häuschen der Mrs. Doolittle. Als diese die Erfolge der Mrs. Deacon sah, schlich sie sich in niedriger Weise in deren Branche ein, ja sie sprengte ihr Monopol, und auch sie schickte ihren Mann als Kuchenverkäufer aus. Und sie unterbot noch dazu in schamlosester Weise den Preis ihrer Konkurrenz.

Eines Tages war Mrs. Deacon entschlossen, sich diese Schmutzkonkurrenz nicht länger gefallen zu lassen. „Washington P. Deacon, du nichtsnutziges, faules Tier“, sagte sie des Morgens liebevoll zu ihrem Gatten, der eben die Kuchen einpackte, „wenn du ein Mann wärst, so könnte ich dich zu diesem Frauenzimmer schicken, damit du ihr energisch die Meinung sagst; aber du bist leider kein Mann und so hat es keinen Zweck. Wenn du aber ihren nichtsnutzigen Mann, der womöglich noch fauler ist als du selbst, triffst, so gibt ihm wenigstens zu wissen, was ich von den gemeinen Dieben meiner guten Idee denke, die außerdem noch wagen, meine Preise zu drücken. Was eigentlich notwendig ist; denn ihre Kuchen können mit den meinen nicht verglichen werden. Dies alles könntest du Mr. Doolittle unter die Weinnase reiben; aber ich glaube, ihr beide werdet über Weiter, Weiter und Wirtschaftshaus schwätzen, wenn ihr euch begegnet!“

Mr. Deacon ließ diese Rede über seinen Rücken fliehen und wagte kaum zu seufzen; seine Frau aber gab sich nicht zufrieden und erfüllte mit ihrem Geschrei das ganze Stadtviertel.

Nach dieser angenehmen Unterhaltung machte sich Mr. Deacon auf den Weg. Als er an die Brücke kam, sah er auf der anderen Seite, ebenfalls mit einem vollen Kuchenkorb an jedem Arm, Franklin D. Doolittle ihm entgegenkommen. Auf der Mitte der Brücke grüßten sie sich freundlich. „Altes Wargenschwein“, sagte Deacon, „heißt ist's heute. Was macht das Geschäft?“ „Ich könnte sagen — gut, dann wär's nicht wahr ich könnte sagen — schlecht, dann wär's gelogen; so sage ich klar. Und wie geht's bei dir?“, antwortete Doolittle. — „Run“, erwiderte Deacon, „es ist kein besonderer Grund, zu klagen, aber der Preis der Kuchen ist so niedrig, daß es ja kaum wert ist, daß sich eine so ausgezeichnete Köchin, wie meine Alte es ist, dafür einen ganzen Tag beim Herd abschwitzt. Dazu gibt es noch hundsgemeine Menschen, die den Preis drücken!“ „Run Deacon“, wandte Doolittle ein, „man muß in dieser Weltwirtschaftskrise eben etwas ganz Besonderes leisten, wie das meine Alte tut, um vortwärtszukommen!“

„Wenn wir uns in Ruhe und Freundschaft aussprechen wollen, so ist es bequemer, wenn wir uns in den Schatten setzen“, meinte Deacon, „Das sind doch Fragen, die man nicht so im Stehen erledigen kann!“ „Washington, ihr solltet den Preis eurer Kuchen niedriger stellen, dann werden eben die meinen nicht wohlfeiler sein!“ „Unseren Preis niedriger stellen?“ rief Deacon entrüstet aus. „Du bist verrückt! Ge-

ben wir nicht größere und bessere Kuchen als ihr, heh?!“

„Run, dann mußt du eben verstehen, daß ich meinen Preis nicht höher setzen kann; wer wird mir dann für meinen kleineren und schlechteren Kuchen ebenso zehn Cent geben, wie dre für deine besseren und größeren? Ich kann für meine Ware höchstens acht Cent bekommen und verlangen. Aber wir würden beide besser verkaufen, wenn wir uns zusammentun wollten.“

„Ich bin in Theorie und Praxis gegen Trusts!“ wehrte Deacon ab.

„Ich eigentlich auch“, sagte Doolittle. „Wer spricht von Trusts? Alles, was ich sage, ist, daß wir unsere Sache angleichen sollen. Sonst gehe ich mit meiner Ware, um den Absatz zu vergrößern, noch mehr herunter!“

„Das wirst du nicht tun!“ schrie Deacon.

„Hol' mich der und jener, wenn ich es nicht tue!“

„Du willst eben nicht begreifen“, lenkte Doolittle wieder ein, „mindestens tausend Kuchen könnten wir täglich absetzen bei richtiger Geschäftsverteilung. Ich bin, wie du, kein Freund von Trusts, das habe ich dir ja schon gesagt. Ich wähle auch nie diese Trustganner. Aber ein privates Nebereinkommen zwischen zwei leistungsfähigen Firmen, das kann niemand stören. Was ich vorschlage, ist, daß wir lieber zusammengehen, als uns gegenseitig schädigen sollen!“

„Run ja, verkaufe deine Kuchen um zehn Cent!“

„Oder du um acht!“

„Nein, du um zehn, wir waren und sind die ersten am Platz!“

„Gründen wir lieber eine Einheitskompanie, dann können wir gemeinsam die Preise diktieren!“

„Mr. Franklin D. Doolittle“, sagte Deacon, „das ist eine große und geniale Idee!“

„Siehst du“, schmunzelte Doolittle, „wer kann uns hindern, die Kuchen gleich um zwölf oder fünfzehn Cent zu verkaufen? Und wenn die Erdbeerzeit kommt, kaufen wir alle Erdbeeren, die auf den Markt kommen, auf und erhöhen wieder den Preis. Auf mindestens einviertel Dollar, und das muß man uns bezahlen, weil ja niemand in der Stadt, im Staat, ja in der ganzen Union Erdbeerkuchen haben kann. Und mit den Erdbeeren, die wir für unsere Kuchen nicht verarbeiten können, gründen wir eine Konserverfabrik und ein Exportgeschäft, das ganz Europa beliefer!“

„Und dann kaufen wir alle Mühlen und Mehlvorräte auf!“

„Und dann?“

„Dann errichten wir große Kuchen-, Früchte- und Mehl-Aktiengesellschaften und ich werde ihr Präsident.“

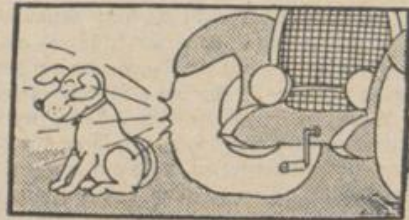
„Hallo, Junge, wo bleibe da ich?“ fragte Doolittle empört.

„Du wirst zumindest Generaldirektor und Verwaltungsrat!“ antwortete nachgiebig Deacon.

Aber inzwischen verdunkelte sich Doolittles Gesicht wieder. „Was mich bedrückt“, sagte er, „ist, daß wir den verdammten Farmern jeden gewöhnlichen Preis zahlen sollen. Wir mühten die Farmen auch alle aufzukaufen, Deacon.“

„Aber... Doolittle, werden wir das auch alles erschwingen können? Der amerikanische Grundbesitz kostet doch mindestens zehn Milliarden Dollar!“

In der Sonnenglut



„Auch schon etwas. Das müssen uns die Mühlen allein bringen. Väterlich, mit den Farmern den Gewinn zu teilen! Wir werden unsere Weizen selbst verkaufen, vom Vieh gar nicht zu reden!“

„Wozu verkaufen?“ fragte Deacon, ohne zu verstehen.

„Run, wir brauchen doch nicht allen Weizen, der auf unseren Farmen wächst, für unsere Mühlen und unsere Riesenschnecken.“

„Ja, wenn wir aber die Broterzeugung monopolisieren würden, mühten wir sogar noch Getreide aus Südamerika einzuführen!“

„Und so werden wir langsam, aber sicher die Herren von ganz Amerika!“ sagte Doolittle vergnügt.

„Aber alle Gefahren hast du noch nicht bedacht. Zum Beispiel, wenn uns die Kerle aus dem hohen Norden kein Holz für unsere Säbber liefern wollen...?“

„Dann werden wir Säcke benutzen!“

„Und wenn auch die nicht geliefert werden?“ fragte Deacon ängstlich.

Doolittle nickte. „Ich freue mich, daß du anfängst, unser großes Geschäft mit all seinen Schwierigkeiten zu überwachen. Die Industrien, die sich uns feindlich gegenüberstellen, werden aufgekauft...“

„Wie...?“

„Ich sage aufgekauft, mit Puß und Stängel! Oder noch besser, wir bauen große Konkurrenzfabriken, bis die armseligen Krämer fertig sind. Und wenn das zu lange dauert, kaufen wir alle Eisenbahnlinsen der Union auf und nehmen die Waren der Gegner gar nicht zur Beförderung an.“

„Haben wir die Farmen, die Industrien und die Eisenbahn (und selbstverständlich auch die Fluglinien), dann haben wir auch den ganzen Kongress und lassen uns zum Präsidenten und zum Generalgouverneur der Bank von Amerika wählen. Und keiner soll wagen, uns seine Stimme zu versagen!“

Er stand auf und blähte sich vor Gemüts-tuung. „Doolittle, ich sage dir, unsere Gegner von gestern, den Wirt, der uns nicht Cuba frei-

stieren wollte, die bringe ich auf den elektrischen Stuhl!"

Blöchtig sah er erschrocken auf. Eine dicke Frau kam näher. „Laut!“ rief er Doolittle zu, „deine Alte kommt!“ Dieser sprang auf und packte seinen Korb. Der andere war ihm schon vorausgelaufen. Die dicke Frau war aber gar nicht Doolittles Frau, also kehrten die beiden um und setzten sich wieder in den Schatten. „Gut's der Teufel!“ sagte Deacon, „bis wir die erste Million nicht beisammen haben, muß man sich doch von den Weibern Verschiedenes gefallen lassen!“

Rühmütig nahmen sie ihre Körbe wieder auf. „Doolittle,“ sagte Deacon verlegen, „weißt du, der Kuchen, den ich im Zorn nach dir geworfen habe... ich weiß nicht, wie ich ihn meiner Frau verrechnen soll... ich sage dir, sie ist wie der leidhäftige Satan auf jeden Cent veressen... vielleicht kannst du mir zehn Cent leihen?“

„Zehn Cent, wo denkst du hin; wenn ich zehn Cent hätte, würde ich etwas Klügeres anzufangen wissen, als mit dir Dummkopf auf der Straße zu schwärmen. Da hätte ich mir längst einen hinter die Binde gegossen. Nein, mein Lieber, meine Alte sitzt auch auf ihrem Geld. Ich kann dir da nicht helfen. Also auf morgen!“

Deacon schüttelte wütend und unglücklich den Kopf. „Hat keine zehn Cent in der Tasche und will Generalgouverneur der Notenbank werden!“

Ein „Atilla-Schatz“ gehoben

Weitverbreitet ist die Sage vom Begräbnis des Hunnenkönigs Atilla, viele Beschreibungen geben auch die Begräbnisstätte selbst an, aber gefunden ist die Stelle, an der man neben dem Skelett der Fürsten, seines Lieblingspferdes und seiner Bluthunde auch unermeßliche Schätze an Gold und Edelsteinen vermutet, noch immer nicht. Die Mißschläge der bisherigen Schatzgräber setzen aber den Träumern kein Ziel, und noch immer spukt in den Köpfen das Wunder vom Atilla-Schatz, der bestimmt einmal gehoben werden wird. Tatsächlich trägt die Erde vergrabene Schätze in ihrem Schoß und gibt von ihnen dann und wann eine Handvoll preis, damit die Phantasie nicht aufhören zu spielen und zu spinnen. Auch in den jüngsten Tagen war sie, wie dem „Fester Klob“ berichtet wird, wieder zu einer derart günstigen Handlung bereit, und die Beglückten waren ein einfacher Bauer namens Stefan Bivarcsi, seine beiden Söhne und vier Tagelöhner, die er auf seiner Weisung in Böcs bei Kis-Körös in der Tiefebene zwischen Donau und Theiß beschäftigte. Jetzt, da die flehen glücklichen Leute ein ansehnliches Stück Geld für den „Atilla-Schatz“ erhalten haben, weiß der Volksmund zu berichten, daß der Schatz schon seit langem in der Erde gewandert sei. In der Nacht des St. Georgs-Tages künbigte er sich dann in der Gestalt einer blauen Flamme an und veranlaßte den Ackerbauer zum Nachgraben. So fand der den Schatz. Die Wirklichkeit allerdings weiß nichts von diesem nächtlichen Fingerzeig. Alles in allem geschah bloß so viel, daß ein Tagelöhner beim Rigolen im Weinharten mit dem Grabwerk über einen harten Gegenstand stieß. Er warf diesen zuerst erboßt beiseite, weil ihm die Schärfe seines Werkzeuges lieber war als das für wertlos gehaltene Stück rostigerfreisenes Eisens. Erst als der Meiß nach noch weitere Stücke zum Vorschein kamen, rief er den Bauer und seine Arbeitskameraden herbei. Man säuberte die einzelnen Stücke und entdeckte es erstaunt und mit einem freudig hüpfen-

den Herzen in der Brust, daß der ganze Fund Gold, reines Gold war. Ein Hühner, ein Hahn, ein Mashorn, Ninge, Ohrschänge, Fibeln, Schnallen, alles aus echtem, purem Gold, mitunter edelsteingeschmückt. Die Leutchen brachten den Schatz, insgesamt 78 Stück, nach Budapest, wo sie vom Nationalmuseum dafür 2000 Pengö angewiesen erhielten; nach einiger Zeit sollen sie aber noch weitere 6000 Pengö als rechtmäßigen Kinderlohn und Fundabläße bekommen. So machte der „Sunnenschatz“, der 1400 Jahre lang in der Erde ruhte und nach dem Sachurteil einem Fürsten jener Avaren gehört haben mochte, die sich einst in der Gegend von Kis-Körös und Keel angesiedelt hatten, einige unbewußte Schatzgräber über Nacht zu glücklichen Leuten; wahrscheinlich wird er nun aber ganzen Scharen in jener Gegend zu bewußten Schatzgräbern gemacht haben.

Seiteres

„Als ich neulich in mein Arbeitszimmer komme, überraschte ich dort meinen zehnjährigen Jungen, wie er sich gerade eine von meinen Zigarren ansetzt.“
„Da haben Sie ihm wohl eine Tracht Prügel verabreicht?“
„Nein! Er hat die Zigarre zu Ende rauchen müssen.“

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönbau.
SCHACHAUFGABE Nr. 341.
Von Paul Keirans, Riga.
Schw.: Ke5, Tc2, Lc1, d1, Sb2, e2, Ba7, c3, d2, d3, d4. (11.)



Weiß: Kb5, Dc6, Ta5, Lf2, Se6, h6, Ba6, b4, g5. (9.)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungen zu Nr. 338: Le7--f8!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen Schöffel Anton, Schöbritz; Dinnebler Emil, Tetschen; Hyna Josef und Hyna Franz, Hostomitz; Grimmer Emil, Katharinaberg; Walter Ludwig und Robek Franz, Kwitkau; Ulbert Rudolf, Proseditz; Triltsch Gustav, Wisterschan; Kilm Franz, Tetschen.

Kreismeisterschaft.

Die Endrunde um den Halbkreismeister wurde am Sonntag in Teplitz in Form einer Doppelveranstaltung ausgetragen. Der Saal im „Restaurant Botlik“ war von Schachspielern gut ausgefüllt, die Entwicklungen an den einzelnen Brettern wurden von den erschienenen Zuschauern aufmerksam und interessiert verfolgt. Die Komotauer Sektion gewann, wie erwartet, nach 4stündiger Spieldauer gegen Kleische mit

Christian Dietrich Grabbe war bekannt dafür, daß er immer eine nicht zu kleine Flasche starken Schnapses mitführte. Er war auch gewohnt, daß man ihn ob seiner Leidenschaft immer neckte, und hatte stets eine passende Antwort bereit.

Einstmals fragte ihn im Vorraum des Theaters die Garderobefrau: „Wünschen Sie ein Opernglas?“

Grabbe lächelte freundlich und schüttelte den Kopf, „Nein, danke, ich trinke immer aus der Pille!“

„Ja, wie gesagt, liebe Frau Nachbarin, kaum waren wir vierzehn Tage verheiratet, da starb mein lieber Mann!“

„Das ist aber traurig. Na, wenigstens haben Sie den Trost, daß er nicht sehr lange leiden mußte!“

Automobilist: „Sagen Sie mal, kann man hier in Ihrem Dorf Autoersatzteile haben?“

Einheimischer: „Ja! — Jedenfalls eine ganze Menge!“

Automobilist: „Wo denn?“

Einheimischer: „In dem Graben — bei der scharfen Kurbe!“

6½:1½ Punkten. Die Aufstellung und Ergebnisse waren folgende:

Komotau		Kleische	
1. Sachs	0:1	Aran	
2. Fialka	1:0	Dubitzky Jos.	
3. Thiel	1:0	Schulz	
4. Schöpka	1:0	Repka	
5. Görg	1:0	Dubitzky Herb.	
6. Fejfar	½:½	Wendler	
7. Tichay	1:0	Guth	
8. Els	1:0	Hühnel	

Ergebnis: 6½:1½ für Komotau I.

Im zweiten Kampf ging es hart auf hart um die Entscheidung. Wisterschan mit einem Sieg und 2½ Punkte Vorsprung trat in diesem Kampfe zu siegesbewußt auf und hätte beinahe eine wohlverdiente Lektion erhalten. Die Sobrusaner Genossen, welche sich durch den großen Vorsprung ihrer Partner nicht entmutigen ließen, kämpften um jeden Punkt mit beispielloser Energie. Als um 2 Uhr nachm. der Kampf 5:3 Punkten für Sobrusan stand, schien die Entscheidung bereits gefallen. Die letzte Partie am 6. Brett entschied der Wisterschaner Schied in einem Endspiel: 2 Türme und 4 Bauern gegen Wiedemann mit Dame und 3 Bauern nach einem Fehler des Letztgenannten. Um 4 Uhr nachm. fand dieser erbitterte Kampf seinen Abschluss.

Sobrusan		Wisterschan	
1. Hyna Franz	1:0	Scharoch	
2. Webersinke	1:0	Frisch	
3. Böhm Emil	½:½	Robek	
4. Marzin	1:0	Novotny	
5. Pichl Jos.	1:0	Walter	
6. Wiedemann	0:1	Schmied	
7. Hyna Jos.	½:½	Schramm	
8. Stehno (kon.)	0:1	Röckl	

Ergebnis: 5:3 für Sobrusan.

Endstand:
1. Wisterschan 2 Siege 16½ Punkte,
2. Sobrusan 2 Siege 16 Punkte,
3. Komotau I 2 Siege 13½ Punkte,
4. Kleische keinen Sieg 2 Punkte.
Die Endrunde um den Kreismeistertitel bestreiten nun am 4. August in Bodenbach Wisterschan und Warnsdorf.

Die Ergebnisse der 1. Bretter (Kreiselmeister):
1. Hyna Franz, Sobrusan, 3 Punkte,
2. Scharoch, Wisterschan, 2 Punkte*)
3. Aron, Kleische, 1 Punkt
4. Sachs, Komotau, 0 Punkte.

*) Gen. Scharoch allerdings nur außer Konkurrenz, da die Bezirkskreiselmeisterschaft Gen. Berger, Zuckmantel, inne hat.

Sektion Komotau I trug einen Freundschaftswettkampf gegen Komotau II an 12 Brettern in Oberdorf aus. Das Spiel endete mit einem gewaltigen Siege von Komotau I mit 10½:1½ Punkten.